

Annäherung an den Text

Die Übersetzung des Johannestextes in der Lutherbibel (1984) stellt das Verhältnis zwischen Jesus und Maria deutlich als ein hierarchisches dar: zwischen Anfängerin und Meister, wie Luther »Rabbuni« übersetzt, und zwischen Frau und Mann. »Rühre mich nicht an!«, hören wir heute deutlich als Zurückweisung.

Schon der Verzicht auf Überschriften in der Bibel in gerechter Sprache (BigS) macht den Zusammenhang der Geschichten um das leere Grab und die Auferstehung Jesu in Joh 20 deutlicher: Johannes und Petrus sehen nur das leere Grab und verstehen nichts (VV. 1–10); Maria lernt, dass sie mit Jesus leben wird, ihn aber nicht festhalten kann (VV. 11–18). Damit die übrigen Jüngerinnen und Jünger etwas von der Auferstehung begreifen, muss Jesus schon durch verschlossene Türen gehen und von seinem Vorhaben, sich nicht festhalten zu lassen, abrücken und sich von Thomas berühren lassen (VV. 19–31).

Die Übersetzerinnen des Johannesevangeliums haben die fassbare Körperlichkeit, die Joh 20,11–18 durchzieht, in ihrer Übersetzung durchscheinen lassen: Maria beugt sich in das Grab, sie dreht sich um, will festhalten, sucht nicht den Leichnam (Luther 1984), sondern den Körper Jesu. Die Beziehung zwischen Jesus und Maria ist keine hierarchische, sondern eine mehrdimensionale: Lehrer und Schülerin, Freundin und Freund, beide ursprünglich in Gott, mit unterschiedlichen Aufgaben im Blick auf die Durchsetzung der Wirklichkeit Gottes. So ist die Auferstehung Jesu für Maria kein unverstehbares Geschehen, das sie um ihrer Unterordnung und Jesu Überordnung willen anerkennen muss, sondern ein Erleben, das sie beide umfasst und verbunden miteinander hält in der Welt Gottes. Davon soll Maria erzählen, zunächst den Frauen und Männern, die auf Jesus vertraut haben und durch seinen Tod ihre Hoffnung verloren haben. Sie finden durch Marias Zeugnis wieder zusammen und können anknüpfen an die Visionen, die sie mit Jesus und miteinander geteilt haben.

Durch die Übersetzung »Geschwister« statt »Brüder« wird dem Eindruck entgegengetreten, Maria sei als Frau eine Ausnahmegestalt in einer Gemeinde, in der sonst nur Männern die theologische Deutung vorbehalten war. Der offenkundige Konflikt zwischen Maria und Johannes und Petrus deutet darauf hin, dass es in der johanneischen Gemeinde reale Konflikte zwischen Frauen und Männern im Blick auf ihre religiöse Kompetenz gegeben hat.

Die Übersetzerinnen haben Marias spontane Reaktion, als sie Jesus erkannte – Rabbuni –, von V. 16 übertragen in V. 13 und übersetzen »kyrios« hier mit »Rabbi«, um deutlich zu machen, dass Marias Verhältnis zu Jesus ein anderes ist als zu dem Gärtner, den sie als »Herr« anspricht. So wahrt die Übersetzung die Besonderheit Jesu und schützt ihn vor der Gleichsetzung mit anderen Herren.

»Den Namen Gottes in einer Übersetzung angemessen wiederzugeben ist unmöglich. Versuchen wir's also.« (Ebach, 150). Silke Petersen und Judith Hartenstein haben »pater« = »Vater« in V. 17 von der geschlechtlichen Festlegung freigelegt und übersetzt mit »Gott, mein Ursprung«. So wird das Herkommen von Gott und der göttliche Grund menschlichen Lebens betont. Ebenfalls in V. 17 übersetzen sie »pater« mit »Gott, die mich und euch erwählt hat« und heben so die Freiwilligkeit, die in der Liebe Gottes zu den Menschen liegt, hervor. Die Sprachbilder der Übersetzerinnen »rücken Dimensionen des Vaterbildes in den Vordergrund, die sonst von modernen familiären Assoziationen verdeckt sind« (Einführung in das Johannesevangelium, Bibel in gerechter Sprache [BigS], 1982).

Eine deutliche Enthierarchisierung liegt in der Übersetzung: »Halte mich nicht fest« anstatt »Rühre mich nicht an«. Auch wird Marias Trauer um Jesus dadurch den Trauererfahrungen ähnlicher, die Menschen heute und immer wieder machen. Die Figur der Maria Magdalena lädt so zur Identifizierung ein, als Trauernde und als Symbol für die johanneische Gemeinde, die nach dem Tod Jesu der Kraft der Auferstehung zu vertrauen lernt.

Andacht zu Joh 20,11–18

Seit einem Jahr begleite ich eine sehr traurige Frau. Traurig ist sie, weil ihr Partner gestorben ist. Sie hat sehr an ihm gehangen; er war ein großer Trost in ihrem Leben, hat es erst wirklich lebenswert gemacht. Sie haben sich so gut verstanden, haben aneinander Kraft gefunden, um ihre Lebensaufgaben zu bewältigen. Auf eine leise, tiefe Art gehörten sie zusammen, waren sie miteinander glücklich. Bis er plötzlich starb.

Nun ist sie allein. Muss ohne ihn zurechtkommen. Natürlich, der Alltag geht weiter, die Verpflichtungen bleiben, doch immer wieder steht sie fassungslos vor diesem Tod, weint und hat das Gefühl, aus dieser Trauer nicht herauszufinden.

Sie erinnert mich an Maria Magdalena in ihrer Trauer um Jesus.

Lesung Joh 20,11–18

Maria war nach dem Zeugnis des Johannesevangeliums eine derer, die bei Jesus am Kreuz ausgehalten hatten, als die anderen, vor allem die männlichen Jünger, längst gegangen waren. Nicht nur aus Angst waren sie geflohen. Es war auch enttäuschte Hoffnung. So viele ihrer Erwartungen hatten sie mit Jesus verbunden, den Wunsch, dass alle satt werden würden, dass Armen Gerechtigkeit widerfahren würde, dass die Unterdrückung Israels beendet sein würde, kurz: dass die gerechte Welt Gottes anbrechen würde. Dafür hatten sie gekämpft und gelebt. Nun waren ihre Hoffnungen mit Jesus gestorben. Es war aus und vorbei.

Maria Magdalena sah das offensichtlich anders. Am frühen Morgen schon war sie aufgebrochen zum Grab, wohl um den Körper des toten Jesus zu salben, wie es in vielen Kulturen Sache der Frauen ist. Auch sie war todtraurig, vielleicht ängstlich, sicher enttäuscht. Doch sie konnte und wollte Jesus auch im Tod nicht verlassen. Dann jedoch war das Grab leer. Die Jünger Petrus und Johannes kamen hektisch, schauten in das leere Grab und rannten gleich wieder weg. Sie ließen Maria in ihrer Verzweiflung wieder allein. Weinend ging Maria in die Grabkammer hinein und begegnete zwei Engeln in weißen Kleidern

dort, wo Jesu Körper gelegen hatte. Das wird erzählt, als sei es das Normalste von der Welt, Engeln zu begegnen. Und vielleicht ist das ja auch so.

Engel »haben ihren Ort genau auf der Grenze – zwischen Tag und Nacht, Bewusstsein und Traum, zwischen Gott und Menschen. Sie sind GrenzgängerInnen, die hin- und hergehen, und damit etwas, das in uns getrennt ist, verbinden können. ... Engel sind gute Kräfte, Kinder Gottes, Freunde und Freundinnen von Armen, Bedrückten, Einsamen. Sie bringen Botschaften, die verändern, erschüttern, aufleben lassen.« (Sutter Rehmann, 83) Diese Engel im Grab sind Platzhalter für den Körper Jesu. Sie bestätigen, einer am Kopf, einer zu den Füßen, dass er wirklich hier gelegen hat. Zugleich zeigt ihre Anwesenheit, dass das Verschwinden seines Körpers eine Bedeutung in der Welt Gottes hat. Sie wenden sich – anders als Johannes und Petrus – der weinenden Maria zu: »Frau, warum weinst du?« Für Maria stehen jetzt nicht die zerstörten Hoffnungen im Vordergrund, ihr geht es um den Menschen Jesus, den sie vermisst, körperlich spürbar vermisst. Wo ist er nur? Wo ist der Ort, an dem sie ihm auch jetzt noch nah sein kann?

Ihre Trauer braucht einen Ort, an dem sie jetzt und in Zukunft immer wieder an ihren Rabbi denken kann, sich erinnern kann, sich immer wieder erlaubt zu weinen, bis der Verlust sie eines Tages vielleicht nicht mehr so unmittelbar schmerzt. Früher habe ich nicht verstanden, warum meiner Großmutter und ihren Freundinnen der Gang auf den Friedhof so wichtig war. Heute weiß ich, dass es wichtig ist, einen Ort zu haben, an dem mitten im Alltagsleben Trauer und Liebe für die Toten im Zentrum stehen dürfen und Aufmerksamkeit bekommen – immer wieder.

Doch so weit ist Maria jetzt noch nicht. Ohne eine Antwort der Engel abzuwarten, dreht sie sich um und sieht Jesus, erkennt ihn jedoch nicht, hält ihn für den Gärtner. Sie sucht also in zwei Richtungen, einmal indem sie sich in das Grab hineinbeugt und einmal indem sie sich vom Grab wegdreht, nach dem Vertrauten, nach dem Körper, den sie kennt. Die vertraute Stimme noch einmal zu hören, den Geliebten noch einmal im Arm zu halten, das wünschen sich Trauernde oft, sagen es immer wieder, obwohl sie wissen, dass das nach menschlichen Vorstellungen unmöglich ist.

Maria erlebt dieselbe Szene ein zweites Mal, denn Jesus wiederholt die Frage der Engel: »Frau, warum weinst du?« Und wird konkreter: »Wen suchst du?« Auch Maria wird konkreter, fordernder, intensiver: »... sage mir, wo du ihn hingebraht hast, und ich werde ihn holen.« Sie will diesen Körper wieder finden. Doch in dem Augenblick, in dem Jesus sie mit ihrem Namen anspricht, wird sie herausgerissen aus ihrer Fixierung auf den toten Körper, und sie erkennt Jesus als lebend. »Maria!«

Im Namen konzentriert sich unser Leben, unsere Geschichte. Der Name gehört von Geburt an zu uns, steht für unsere Eigenständigkeit und Unverwechselbarkeit. Der Name Marias, auf Hebräisch Mirjam, erinnert an ihre Vorfahrin Mirjam, die Prophetin, die vor Israel her zog auf dem Weg heraus aus der Sklaverei in Ägypten, die die Befreiung besang und feierte mit vielen anderen Frauen und auch den Männern. Der Name erinnert an die Mirjam, die ihren Bruder Mose und Gott herausforderte durch ihre Frage: »Wirklich nur durch Mose spricht Gott? Spricht sie nicht auch durch uns?« (Num 12,2). Was bedeutete: hält sich Gott an irdische Hierarchien, und können wir Menschen nur mittelbar die Nähe Gottes erfahren? So ist es kein Wunder, wenn Maria Jesus auf Hebräisch, in der Sprache ihrer Heiligen Schrift, antwortet: Rabbuni, mein Lehrer. Mit ihm hatte sie die Heilige Schrift studiert. Er erinnert sie jetzt durch das Aussprechen ihres Namens »Mirjam« an diese Gemeinsamkeit und an die Prophetin, an die mutige Frau, die in ihr steckt. Wie nah er ihr wieder ist!

Es ist wie früher. Er ist gar nicht tot. Er lebt ja! Doch nichts ist wie früher. Und leicht zu verstehen ist das schon gar nicht. Johannes und Petrus hatten in das Grab geschaut, die Tücher Jesu liegen sehen und nichts verstanden, weil sie die Schrift nicht zu deuten wussten, die von der Hoffnung über den Tod hinaus spricht. Sie sahen also und verstanden nicht. Maria nun sieht Jesus, hört ihn und muss lernen: »Halte mich nicht fest«. Wir können die Toten nicht festhalten, sie gehören uns nicht, sie sind nicht mehr in der Weise da, wie wir sie kannten. Wir können die gemeinsame Zeit nicht festhalten, nicht zurückgewinnen. Nichts und niemanden festhalten. Und doch sind sie da, die Toten, auf eine neue, ungewohnte Weise präsent. Wir sind verbunden mit den Toten. Wir knüpfen an ihre Fehler und ihre Aufbrüche an. Es ist an uns, diese Verbundenheit wahrzunehmen und zu

gestalten. »Denn aus ihr können wir lernen, Kraft beziehen und die Gewissheit entwickeln, dass wir nicht allein sind« (Sutter Rehmann, 86). In Gottes Gedächtnis sind unsere Toten aufgehoben »und alles, was uns schmerzt, alles nicht eingelöste, erhoffte Leben, das abgebrochen, »verschoben« unmöglich erscheint« (Sutter Rehmann, 86).

Die Theologin Luzia Sutter Rehmann hat diese Erfahrung poetisch verdichtet.

Wenn ich die Toten liebe
liebe ich den sich wölbenden Leib
der Erde, die uns und sie trägt,
alles zum Blühen und Vergehen bringt.

Dann rauschen die Toten noch
in den Wipfeln und meinen Ohren
gelöst von Erdschwere
blicken sie öfters zu uns:
Ob wir schaffen, was sie nicht
vollenden konnten?

Kalte Daumen werden gedrückt
und Berge gelegentlich verschoben.
Wir sind nicht allein.
Wir sind mehr als wir ahnen.
Eine Liebe umspinnt
unmerklich und tief.

Luzia Sutter Rehmann

Aus: Luzia Sutter Rehmann, Sabine Bieberstein und Ulrike Metternich (Hg.): *Sich dem Leben in die Arme werfen. Auferstehungserfahrungen*, 3. Aufl., Gütersloh 2004, © bei der Autorin.

Den Körper Jesu kann Maria nicht mehr umarmen, die Zeit des Zusammenlebens mit ihm ist vorbei und kommt nicht mehr zurück. Doch etwas anderes beginnt sie wahrzunehmen. Es ist die Kraft Jesu, die über seinen Tod hinausstrahlt, weil er in Gott ist. Es ist die Gültigkeit ihrer gemeinsamen Hoffnungen darauf, dass Gottes gerechte Welt angebrochen ist, schon jetzt und hier, dass sie immer wieder durch-

bricht mitten in unserem Alltag. Es ist die Kraft, die ihr, Maria selber geschenkt ist, um sich weiterhin dafür einzusetzen, dass sich Tod in Leben verwandelt. Jesus selbst zieht sie hinein in diese Perspektive: »Ich steige auf zu meinem Gott und eurem Gott, zu Gott, die mich und euch erwählt hat.« Festhalten kann Maria ihn nicht, doch sein Gott ist auch ihr Gott – das ist der gemeinsame Bezug. Mit dieser Erfahrung wird Maria von Jesus zu den Schwestern und Brüdern geschickt, damit sie gemeinsam und in der Erinnerung an die Zeit mit dem lebenden Jesus ein neues Leben wagen. Jesus ist in Gott, und Maria verkündet die Begegnung mit seinem neuen Leben den Jüngerinnen und Jüngern. So führt sie – eine Apostelin – die verunsicherten Freundinnen und Freunde Jesu zurück in die Hoffnung auf Gottes Gerechtigkeit und in die Liebe zueinander. »Wir sind nicht allein. Wir sind mehr, als wir ahnen. Eine Liebe umspinnt unmerklich und tief.«

Hinweise zur liturgischen Gestaltung

Gebet

Gott, lass uns wie Maria die Liebe bewahren über den Tod hinaus.
Lass uns wie Maria Verantwortung übernehmen für das, was getan werden muss.
Lass uns wie Maria Verbundenheit spüren mit Toten und Lebenden.
Lass uns wie Maria die Hoffnung darauf festhalten, dass deine gerechte Welt unseren Alltag durchbricht.
Gott, lass uns wie Maria Auferstehung erfahren und erwarten, jetzt und immer.

Segen

Gott, segne uns mit Liebe zum Leben
wie sie Maria am Grab erfahren hat.
Gott, behüte unsere Wachsamkeit, bewahre unseren Sinn für Gerechtigkeit und schenke uns die Hoffnung, dass wir vom Tod auferstehen.
(nach Heidi Rosenstock, in: Heidi Rosenstock und Hanne Köhler, Du Gott, Freundin der Menschen, 3. Aufl., Stuttgart 1995, 136)

Lieder

Da wohnt ein Sehnen tief in uns, LebensWeisen 19; Wir stehen im Morgen, ebd. 35; Meine Hoffnung und meine Freude, ebd. 60; Vorbei sind die Tränen, ebd. 93

Anregungen zur thematischen Weiterarbeit

Diese Andacht kann Auftakt sein für eine anschließende gemeinsame strategische Planung nach Dorothee Moser und Gabriele Bartsch. Dann dient die Andacht als Ermutigung für die weitere Arbeit.

In der Osterzeit bietet es sich im Anschluss an die Andacht an, die Theologien in Auferstehungsliedern des Evangelischen Gesangbuches (z. B. EG 100, 101, 102, 112, 113) zu vergleichen mit der Geschichte von Maria in Joh 20,11–18. Dafür bekommen die Teilnehmerinnen Gesangbücher oder Kopien mit ein bis zwei ausgewählten Liedern sowie den Johannestext in Kopie zur Arbeit in kleineren Gruppen. Nach einer Arbeitsphase in den Gruppen (je nach Zusammensetzung 30–60 Minuten) nimmt ein Plenumsgespräch die Eindrücke auf und bündelt sie. Ein intensiver und stärkender Abschluss ist eine Runde, in der jede Teilnehmerin aus ihrer Erfahrung den Satz zu Ende führt »Auferstehung ist für mich ...«. Die Runde kann je nach Teilnehmerinnenzahl und Dynamik auch mehrfach wiederholt werden.

Ein Textvergleich zwischen dem Luthertext von 1984 und der BigS zur Einführung in die Arbeit mit der neuen Übersetzung ist auch gut möglich und erhellend.

Literatur

Gabriele Bartsch und Dorothee Moser, Alphabet für die erfolgreiche Kirchenfrau, Seid klug wie die Schlangen, Stuttgart 1999.

Jürgen Ebach, Zur Wiedergabe des Gottesnamens in einer Bibelübersetzung oder: welche »Lösungen« es für ein unlösbares Problem geben könnte, in: Die Bibel – übersetzt in gerechte Sprache? Grundlagen einer Übersetzung, hg. von *Helga Kuhlmann*, 4. Aufl., Gütersloh 2007, 150–158.

- Hans-Martin Gutmann*, Ostersonntag – 8.4.2007. Johannes 20,11–18, in: GPM 2/2007. 61. Jahrgang Heft 2, 182–187.
- Luzia Sutter Rehmann*, Wenn die Toten sich ausruhen vom Totsein, Eine widerständige Spiritualität, in: Sich dem Leben in die Arme werfen, Auferstehungserfahrungen, hg. von *Luzia Sutter Rehmann*, *Sabine Bieberstein und Ulrike Metternich*, 2. Aufl., Gütersloh 2003, 74–88.
- LebensWeisen*. Liederbuch zum 30. Deutschen Evangelischen Kirchentag Hannover 2005, München 2005.